

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 48 (1944-1945)  
**Heft:** 16

**Artikel:** Ein Zürcher Dichter in holländischen Diensten [Fortsetzung folgt]  
**Autor:** Eschmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670971>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

bens. Sie lernen uns Rechenschaft über das Leiden geben. Sie lernen uns bescheiden werden. — Jedes trägt eine doppelte Last: das körperliche Moment der Behinderung neben dem seeli-

schen des Abseits-gestellt-werden. Wir versuchen im Heim, den Kindern diese Lasten tragen zu helfen. Es ist wohl des Menschen vornehmste Pflicht, das Los der Schwachen zu erleichtern.

Hedi Würgler

*O komm mit Brausen,  
heiliger Geist!*

O komm mit Brausen, heiliger Geist,  
Komm, Flamme, singende, rasche,  
Und spreng die Gräfte und wecke zumeist  
Der Lebenden Herzensasche.

Komm singend, du großer Wendetag,  
Erst leise, gleich Nachtigallen,  
Dann brich in den Grund, was nicht weichen mag,  
Mit brausendem Tubaschallen.

Bring einen Hoffnungslenz herbei  
Den Herzen der Geringsten  
Und leg den verzäunten Himmel frei;  
Komm, fröhliches, seliges Pfingsten!

Schönath-Carolath

## Ein Zürcher Dichter in holländischen Diensten

Von Ernst Eschmann

In den Tagen, da wir mit starker innerer Anteilnahme von den grauenvollen Heimsuchungen lesen, denen Holland ausgefetzt ist, erinnern wir uns der Schweizerregimenter, die um die Wende des 18. Jahrhunderts den Rhein hinuntergezogen sind, um im Haag in fremde Dienste zu treten. Zu diesen Soldaten zählte auch David Heß, der das geruhige Leben im Beckenhof mit den Aufregungen und Strapazen militärischer Übungen vertauschte. Es war nicht Abenteuerlust, das ihn dazu trieb, wohl aber der strenge Wille des Vaters, dem er sich unterordnete. Mit schwerem Herzen begab er sich im frühen Alter von 16½ Jahren auf Reisen und ahnte nicht, daß er einer Zeit entgegenging, die er sein Leben lang als verloren betrachten würde. Er lernte wohl die weite Welt kennen und Menschen höherer und niederer Stände. Doch die Unruhen der heranrückenden Revolutionsepoche und die ungeahnte Pflicht, sein Leben für ein fremdes Volk aufs Spiel zu setzen, machten ihm den Verzicht noch schwerer, von den Dingen abzusehen, die seinem Herzen entsprachen. Er war der Kunst, den Künsten zugetan und gab sich am liebsten empfindsamen Stimmungen hin, Naturschwärmereien im Stile Ossians, der Malerei, der Musik wie der

Dichtung. Das rohe Treiben seiner Kameraden, ihre unflätigen Redensarten und der geisttötende Dienst mit seinen Aufzügen und Patrouillen waren ihm zuwider, und er benutzte jede Stunde, sich seinen Träumen und innersten Interessen zu widmen. Er sonderte sich ab und suchte die Gesellschaft edler Naturen, denen wie ihm die gleichmäßige Uhr des Soldatenlebens ein Greuel war.

Und David Heß hatte Pech. Eine unheilgeladene Zeit brach an. Schatten fielen über Holland, trennten die Geister und beschworen Wirren herauf, die mehr und mehr einer Katastrophe entgegentreiben. Holland wurde durch die französisch-revolutionären Heere überschwemmt und zuletzt unter der Fuchtel Frankreichs zur batavischen Republik erklärt, in der die herrlich vorgepiegelten Güter wie Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu Zerrbildern verblendeter Idealisten wurden. Denn die Franzosen gingen auf Raub aus, wie sie auch in Bern den Staatsschatz geraubt hatten und ihn auf schweren Karren fort-schleppten. Die Holländer selber waren in sich befehrende Lager gespalten. Die „patriotisch-französische Partei“ stellte sich den „Aristokraten“ gegenüber, die auf Englands Hilfe bauten und ihren Statthalter unterstützten. „Freikorps“



zogen raubend und plündernd im ganzen Lande herum und verschonten auch die Städte nicht.

Ende Mai 1787 wurde Heß in die Zürcher Kompanie des Garderegimentes als Fähnrich feierlich aufgenommen. Gleich darauf schreibt er seinem Vater: „Alles ist in der gräßlichsten Unordnung . . . In diesem Moment komme ich von der Parade, wo ich erfuhr, daß dreißig Häuser von Amsterdamer Ministern ausgeraubt wurden. Auf allen Kanälen schwimmen die Möbel herum, und das Stadthaus ist mit Gefangenen überfüllt, die man nirgends mehr unterzubringen weiß.“ Preußen mußte dem Erbstatthalter zu Hilfe kommen. Der Einmarsch fremder Truppen verbreitete im Haag wie überall panischen Schrecken.

In diesen Tagen gewannen die Schweizer bei der holländischen Bevölkerung viel Sympathien, da es ihnen gelungen war, die immer mehr verhaßt gewordenen Freikorps aus Waagenstraat zu vertreiben. Ein Lokalpoet verfaßte sogar auf sie ein Lied, das gesungen wurde, sobald ein Schweizer auf der Straße erschien:

De Waagenstraat ist overgegaan,  
Huhe!  
De Waagensttraat ist overgegaan,  
Dat heben die liben Schweizerz gethan,  
Vivat Oranie! Huhe!

Sonst hatten die fremden Soldaten im Haag einen schweren Stand. Durch die Meinungsverschiedenheiten, die die Einheimischen entzweite, wurden die Schweizer von den einen als Freunde, von den andern als Feinde betrachtet.

So benutzte David Heß jeden Augenblick die Gelegenheit, sich außerhalb des Dienstes die Gegend, die Städte und Dörfer, Land und Leute anzusehen, ein Konzert zu hören und mit Menschen Verbindungen anzuknüpfen, die wie er geistige und künstlerische Ziele verfolgten. Der Dienst führt ihn vorübergehend nach Amsterdam. In einem kleinen Dorf in der Umgebung nimmt er Quartier (Buitksloot). Im Hintergrund liegt amphitheatralisch die Stadt mit ihrem Hafen und dem Wald der Schiffsmasten. Er hat Mühe, mit den Einheimischen in gutes Einvernehmen zu kommen. Er versteht sie nicht. „Welch ein wunderbar seltsames Volk sind doch diese Holländer!“ Die aufsteigende Mißstimmung, die in der un-

befriedigenden Situation des ihm von Anfang widerlichen und aufgezwungenen Dienstes liegt, treibt ihn oft schier zur Verzweiflung und trübt ihm den Blick, daß er einmal seinem Vater voller Zorn sein Herz ausschüttet: „Die Holländer sind größtenteils eine Art Amphibien, halb Fisch, halb Mensch. — O, que Voltaire avait raison, en disant que c'était le pays des canaux, des canards, et — des canailles!“

Die schweren Nebeldämpfe, die die Sümpfe ausatmeten, drückten schwer auf den empfindlichen, jungen Kriegsmann. Er begann Vergleiche zu ziehen mit seiner Heimat, und Stimmungen beschlichen ihn, in denen er seine schöne Vaterstadt schaute. Sie mochten heraufbeschworen worden sein durch eine Trauerbotschaft, die ihn traf wie ein Schlag. Der weitum gefeierte Idylldichter Salomon Geßner war gestorben. Als ein Gleichgesinnter war er ihm schwärmerisch zugegan. Schon längst hatte er die Hoffnung genährt, dereinst, wenn er des Dienstes ledig war, sich daheim dem berühmten Sängler des arkadischen Lebens zu nähern und seine Freundschaft zu gewinnen. Der Traum war dahin. Der Vater schlug ihm vor, die militärische Laufbahn zu verlassen. Wie gerne hätte es der zum Unterlieutenant aufgerückte Fähnrich getan! Er fürchtete den Spott der übrigen Offiziere und litt sich. Von der quälenden Melancholie und Hypochondrie suchte er sich auf ärztlichen Rat in einer Badekur zu Pyrmont zu befreien. Umsonst. Wohl führen ihn der Urlaub und die Reise, die er antritt, mit wertvollen Persönlichkeiten zusammen und bringen ihn auf andere Gedanken. Er schätzt sich glücklich, dem gefeierten Landsmann, dem Schriftsteller und Arzte Friedrich des Großen, J. G. Zimmermann, zu begegnen. „Ich sprach lange mit diesem verdienstvollen Manne, der, ohne mit der Ehre eines berühmten Mannes prahlen zu wollen, zu allen spricht, und zwar mit einer Freundlichkeit und Herablassung, die man nur bei wahrhaft großen Männern findet.“ In Kassel lernt er den Galerieinspektor Joh. Heinr. Tischbein kennen und freut sich in den Sälen der herrlichen Gemäldesammlung die größten Meister der Farbe und Zeichnung anzutreffen: Rubens, Rembrandt, Raphael, Carlo Dolce und Angelo.



Aber Kur und Reise brachten den reizbaren Nerven Davids nicht die gewünschte Erleichterung. Das alte Ubel, der lastende Druck und die „Eingenommenheit des Kopfes“ traten aufs neue hervor. Kein Wunder, daß ihn Szenen beunruhigten und geradezu empörten, die er seinem Vater nach Zürich berichtete: Das erste Bataillon des Regiments Mai war in einer großen Kirche in Amsterdam einquartiert. Mit allen Mitteln suchte man eine exakte Disziplin durchzuführen. Das mangelhafte Quartier aber machte es unmöglich. Im Stroh begann es von Würmern zu wimmeln, und man beging die grobe Unvorsichtigkeit, in der Nacht, da die Soldaten schliefen, Tote in der Kirche zu beerdigen. Eines Tages fanden etliche Soldaten Gelegenheit, um billiges Geld Wein zu kaufen. Über hundert Flaschen trugen sie hinein und eröffneten ein rauschendes Gelage in der Kirche. Als ihnen nun der Wein in den Kopf gestiegen war, begannen sie über ihr schlechtes Quartier zu murren und auf die Offiziere zu fluchen, die sie in einen solchen Stall einsperrten. Dann wollten einige hinausgehen. Der Sergeant aber, der an der Kirchenpforte stand, verwehrte es ihnen, da die Trompeten schon zur Ruhe geblasen hatten, und als Worte nichts nützten, schlug er mit seinem Stock auf sie ein. Damit war die Revolte da. Alle wollten sich auf den pflichtgetreuen Sergeanten werfen, der sich in den hintersten Winkel der Kirche verkroch. Wie sie ihn aber nicht fanden, luden sie alle ihre Gewehre, pflanzten das Bajonett auf, verließen die Kirche und marschierten auf den großen Platz vor das Stadthaus. Die Offiziere, die schnell benachrichtigt wurden, suchten die Raserei der wütenden Truppen zu dämpfen, wagten aber nicht einzugreifen. Denn eine tausendköpfige Menge kam herbei, die auf Seite der Soldaten stand und über die Offiziere herzufallen drohte. Mit guten Versprechungen gelang es schließlich dem Regimentskommandant Oberst Constant, sie wieder in die Kirche zurückzuführen.

Von neuem suchten sie jetzt nach dem Sergeanten, fanden und töteten ihn mit Schuß und Stich auf dem Platz vor den Augen der Offiziere, von denen einige um Gnade flehen mußten, um nicht dasselbe Schicksal zu erleiden. Die

meisten Offiziere verlangten das Standrecht gegen die Schuldigen.

Im Oktober 1788 brachen für den unglücklichen Heß ruhigere Tage ein. Er fand wieder Zeit, seinen literarischen Liebhabereien zu leben. Ein guter Zufall führte ihn mit dem Bündner Dichter und Offizier Joh. Gaudenz von Salis-Seewis zusammen. Dieser kam von Paris. Die jungen Schweizer waren bald gute Freunde. David Heß widmete sich wieder mehr der Musik, besuchte Konzerte und hörte berühmte Sängerinnen wie die Todi und Mara. Er las mit Begeisterung Hölth, Ossian, Wieland und Klopstock. Auf seine Anregung hin wurde eine Regimentsbibliothek geschaffen. Sie wuchs erfreulich an, da bestimmt war, daß jeder, der in seinem militärischen Grade stieg, der Sammlung ein Buch beizusteuern hatte. Mit Spannung folgte man den Ereignissen, die in Frankreich im Gange waren. Heß begrüßte die Nationalversammlung mit lauten Worten und hoffte, die alten, lang beanspruchten Rechte möchten den Königen entzogen werden. Das Pariser Volk sollte seinen Kopf einmal über die Sklaverei, die es lange erduldet, emporheben und dafür sorgen, daß die Bastille nicht mehr erbaut und auch keine Lettres de cachet mehr ausgegeben würden. Mancher Schreckensakt erfüllte ihn mit Entsetzen, ließ ihn aber dennoch nicht vergessen, daß keine Revolution sich im stillen vollziehen kann.

Eine längst gehegte Hoffnung ging im Sommer 1789 dem unzufriedenen Offizier in Erfüllung. Ein Urlaub ermöglichte ihm eine Reise in die Heimat. Aber er brachte ihm mehr Enttäuschungen als Freuden. Eine Herzenswunde ward ihm geschlagen, und mit trüben Gedanken zog er wieder fort, nach Mannheim, Worms, über Köln in den Haag. Todessehnsucht erfüllte ihn. Sie klang aus in das Lied:

Mag auch Kanonendonner  
Mir gegenüber wüten,  
Mag Kugelregen sausen  
Und ich getroffen stürzen,  
Von Ross und Mann zertreten,  
Mag auch ein Haufen Leichen  
Mich schnell in Blut begraben,  
Nur zu! Es weint kein Mädchen  
Mir eine Träne nach!

(Fortsetzung folgt)